

Trotz dieser Bemerkungen, was Anlage und Details betrifft, überwiegt das Positive bei weitem. Sie sollen vielmehr zeigen, wie anregend das vorliegende Werk von B. auf den Rez. wirkte. Auf S. 380 betont

B., daß Cyrill bei all seiner enzyklopädischen Veranlagung auch Fragen offen gelassen hat. B. tat es ihm nach. Wer will es ihr verdenken?

Berlin

Markus Vinzent

## Mittelalter

*Brigitte English: Die Artes liberales im frühen Mittelalter (5.-9. Jh).* Das Quadrivium und der Komputus als Indikatoren für Kontinuität und Erneuerung der exakten Wissenschaften zwischen Antike und Mittelalter (= Sudhoffs Archiv. Beiheft 33) Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1994, 494 S., kt., ISBN 3-515-06431-1

Auf der Basis von Macrobius, Martianus Capella, Cassiodorus, Isidor v. Sevilla, Beda Venerabilis und Hrabanus Maurus stellt Verf.rin die Entwicklungsgeschichte des Quadriviums (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, während die Musik beiseite bleibt) sowie des Komputus dar. Dabei wird gegen die These angeschrieben vom Frühmittelalter als einer Phase wissenschaftlichen Niederganges, als Zeit des „Verlustes klassischer Bildungsauffassung“, überstrahlt von der klassischen Antike mit ihren „genuinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen“ sowohl wie vom 12. Jahrhundert, in welchem man die „Wiederentdeckung dieser antiken Kenntnisse“ feierte. Verf.rin findet zu dem Ergebnis, daß auf dem Felde der „exakten Wissenschaften“ jene depravierenden Momente, die bisher genuin dem Frühmittelalter angelastet und als Kulturverfall, als Reduktion von Intellektualität gedeutet worden sind, sämtlich Charakteristika bereits der Spätantike selbst waren. Für die Übergangszeit zwischen Spätantike und Frühmittelalter bietet die Geschichte dieser Wissensbereiche folglich eher Beispiele für Kontinuitäten als für Traditionsbrüche. Leider wird dem Leser die Beschäftigung mit dieser thematisch interessanten wie kulturgeschichtlich wichtigen Arbeit arg verleidet durch die allgegenwärtigen sprachlichen und nicht selten auch begrifflichen Schwächen in der Darstellung.

München

Georg Jenal

*Gunther G. Wolf: Die Wiener Reichskrone* (= Schriften des Kunsthistorischen Museums, Band 1 (Kunsthistor. Museum Wien – Hermes Verlag) 1995, 205 S., kt., 82 Abb., ISBN 3-900-325-40-5.

Das Wiener Kunsthistorische Museum eröffnet mit dem anzuzeigenden Werk eine Reihe von „Schriften“, die mit dem Ziel, Wissenschaft und anspruchsvolle Präsentation miteinander zu verbinden, Werke aus eigenen Sammlungen vorstellen wird. Wie Generaldirektor Hofrat Seipel als Herausgeber im Vorwort schreibt, verdanken diese Sammlungen vor allem „ihren unerschöpflichen Reichtum an Objekten dem Mäzenatentum von Mitgliedern des Hauses Habsburg, die, ihren persönlichen Neigungen und Interessen folgend, Werke von höchster künstlerischer und historischer Bedeutung erwerben“. Jedem Besucher der Weltlichen Schatzkammer in der Wiener Hofburg leuchtet diese Meinung unmittelbar ein. Nur wird man angesichts der „Reichskrone“, der sich in den letzten 25 Jahren eine Fülle von Artikeln und sogar mehrere Monographien gewidmet hatten, noch hinzufügen dürfen, daß dieses mit der Heiligen Lanze höchste „Insigne“ des Alten Reiches seine Wiener Anwesenheit vor allem der Tatsache verdankt, daß die Kaiser aus dem Hause Habsburg am längsten und bis zuletzt im Jahre 1806 und, auch unter konfessionellem Vorbehalt sei es gesagt, am treuesten Träger und Depositare dieser Krone gewesen waren. Die Rechtsstreitigkeiten über den legitimen Aufbewahrungsort der Reichskleinodien in Wien, Aachen oder Nürnberg (Reichsschatzkammer immerhin von 1424 bis 1796 und 1938 bis 1945, letzteres jedoch als ein NS-Gewaltstreich) dürften nach 1945 endgültig der Geschichte angehören, obwohl sie in den 50er Jahren noch im Bonner Bundestag und noch heute gelegentlich erörtert wurden (vgl. Klaus-Peter Schroeder, Die Nürnberger Reichskleinodien in Wien. Ein Beitrag zur ‚großdeutschen‘ Rechts- und Zeitgeschichte, ZSRG. G 108, 1991).

Gunther Wolfs Präsentation der Reichskrone wird den an diese neue Reihe gestellten Erwartungen vollauf gerecht. Das wird man schon im Blick auf die so gut wie vollständige Aufarbeitung von Quellen und Literatur und auf den ausgezeichneten Bildteil (82 bestechend klare, meist farbige Abb.) sagen dürfen. Die leidige Pflicht des Rezensenten, Errata aufzulisten, kann sich nach meiner Lektüre von vornherein kurzfassen: Pilatus mit einer der Reichskrone merkwürdig ähnlichen Plattenkrone auf dem Kopf befindet sich in Hildesheim auf der Bernwardtür, nicht Bernward-Säule (so aber Abb. 21). – Auf S. 115 stehen Anmerkungen 34–43 erst nach Anm. 61 und die Anmerkungen 44–49 fehlen.

Die Darstellung verfolgt vom Anfang bis zum Schluß eine in immer neuen Perspektiven um Absicherung bemühte historische These, wonach die Reichskrone im Sommer 965 von Erzbischof Brun von Köln, dem Bruder Kaiser Ottos I., in der Benediktinerabtei St. Pantaleon zu Köln in Auftrag gegeben wurde und rechtzeitig zur Mitkaiserkrönung Ottos II. Weihnachten 967 in Rom fertig war. Wolf datiert die Fertigstellung in Köln auf Frühjahr 967. Die Fragen nach Datierung und Lokalisierung der Reichskrone sind freilich keine Nebensachen. Immerhin ist sich die Forschung zumindest hinsichtlich der Bedeutung dieser Fragen schon lange einig gewesen, geht es ja um „das geschichtlich bedeutendste und künstlerisch am höchsten stehende Herrschaftszeichen des mittelalterlichen Abendlandes“; so J. Deér 1962 (weitere neuere universalhistorische Klassifizierungen hier im Abschnitt über „die Bedeutung für die Geschichte“, 162–164). Vf. durfte auf weitgehende Unterstützung der Wiener Kronenspezialisten (bes. H. Fillitz, G. J. Kugler, H. Trnek) bauen. In der Vorbemerkung (S. 9) weiß auch er sich den Arbeiten von P. E. Schramm, H.-M. Decker-Hauff und W. Ohnsorge verpflichtet und meint zu meiner Monographie von 1976 zum Thema, daß sie „bis heute in wesentlichen Punkten, vor allem der Datierung, gültig“ sei. Das zu lesen, tat dem Rezensenten, dessen Kronen-Studien auch bisiger Kritik ausgesetzt waren, gut (vgl. seinerzeit schon die positiven Stellungnahmen u.a. von H. Beumann, *HZ* 229, 1978, 677–679; R. Folz, *Erasmus* 1977, 506–508; vgl. ders. in: *Revue Biblique* 259, 1978, 177–179; H. Pfeifer in: *Archivium Historiae Pontificale* 15, 1977, 388–392; W. Störmer, *ZBLG* 43, 1980, 724 f.; J. H. Waszink, *VigChr* 32, 1978, 228–233; H.

Zimmermann, *JEH* 205 f.). Im folgenden werde ich aber gerade daher weniger die „Übereinstimmungen im Wesentlichen“ als mehr die abweichenden und kontroversen Interpretationen im Einzelnen hervorheben (vgl. R. Staats, *Theologie der Reichskrone*, *MGMA* 13, Stuttgart 1976. Im folgenden = *Theol.*). Methodisch geht auch Wolf vom Primat der archäologischen, materialtechnischen und stilistisch-komparatistischen Forschung aus, aber „ihre Legende: – Gold, Steine, Bilder und Inschriften – soll von Theologen und vor allem Historikern erschlossen werden“ (S. 127). Da er selbst sowohl Historiker als auch Theologe ist, durfte man auch theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Kompetenz erwarten.

Der erste Hauptteil „Die Beschreibung der Krone“ (13–85) bietet reiches Vergleichsmaterial zu allen Einzelansichten. Die abendländische Kronengeschichte wird vom sechsten Jahrhundert an verfolgt und die exklusive Funktion der Reichskrone jedenfalls für die Frühzeit (10.–13. Jh.) stark eingeschränkt: „Wenn also die ‚Wiener Reichskrone‘, was bislang noch von niemandem bestritten wurde, vor der Mitte des 12. Jahrhunderts entstand, dann ist sie *prima vista* zunächst nur eine neben vielen anderen Kronen, die es vor, neben und nach ihr gab, die aber zumeist längst verschollen sind“ (16). Dieses Resultat wurde, was nachzutragen ist, in einer genauen rechtsgeschichtlichen Analyse noch zu den Doppelwahlen der Jahre 1198 und 1314 bestätigt: Von insgesamt 21 Erstkrönungen zwischen 1198 bis 1486 geschahen 10 nachweislich ohne Reichskrone. Noch die Goldene Bulle schweigt von den Reichsinsignien! Damit steht auch Wolf in der m.E. richtigen Forschungstradition, die weniger den Gebrauch als den Besitz der Reichskrone und der anderen Kleinodien gleichsam als Reichsreliquien für wesentlich hält. (Vgl. J. Petersohn, „Echte“ und „falsche“ Insignien im deutschen Krönungsgebrauch des Mittelalters? Kritik eines Forschungsstereotyps. *Sb WGF*, Band XXX, Nr. 3, Stuttgart 1993). – Die Form der Krone, ihre Steinplatten, bes. Stirn- und Nackenplatte werden genau, auch in ihren Maßen, vorgestellt. Der Ansicht, daß die 12 Steine der Stirnplatte die Apostel symbolisieren, ist zuzustimmen, sofern nicht völlige Eindeutigkeit behauptet wird; aber „spekulativ“ dünkt mir doch die Ansicht zu sein, daß die Nackenplatte an die 12 Söhne Jakobs (vgl. *Gen* 37,9f.) erinnere und daß auch deren verlорener Leitstein „mit allem Vorbehalt als ‚Jo-

sephs-Stein' benannt werden kann" (25). Eine nur alttestamentliche Begründung dieser Ansicht ist eben zu wenig. Hinzu müßten Belege aus der Exegese, Frömmigkeits- und Kunstgeschichte des 10. Jh.'s kommen. Ich hatte dagegen mit der älteren Forschung stärker die Beziehungen zum Zwölfer-Steinplan des hohepriesterlichen Choschen (Ex 28,15–21) und des himmlischen Jerusalems (Apk 21,10–20) gesehen (Theol. 65–75). Die Bedeutung von Apk 21 für die frühmittelalterliche Herrscheridee sollte ja nicht unterschätzt werden, wofür u.a. nicht nur Hrabanus Maurus (De universo libri XXII, MPL 111,472), sondern überhaupt die breite Kenntnis von Augustins „De civitate Dei“ spricht (vgl. G. Kretschmar, Die Offenbarung des Johannes. Die Geschichte ihrer Auslegung im 1. Jahrtausend, Stuttgart 1985). Der m.E. zu kurz kommenden „apokalyptischen“ Interpretation entspricht auch der Befund, daß eine ausführliche Erörterung der beiden kongruenten Schläfenplatten fehlt, die doch eindeutig und hauptsächlich die apokalyptische Thronanbetung der 24 Ältesten (Apk 4,2–7 u. 22,1–3) widerspiegelt (vgl. Theol. 57–65).

Wesentlich unterscheiden sich unsere Ansichten über den „Waisen“. „Über kaum ein anderes mittelalterliches Thema ist in den letzten Jahrzehnten mehr gerätselt und geschrieben worden“, in der Tat. Dies belegt die ausführliche Diskussion wohl sämtlicher Quellen und der Literatur aus verschiedenen Disziplinen (S. 28–58). Einer Deutung als Christus-Stein und als Jaspis nach Apk 21,11 verschließt sich Vf. keineswegs, kommt aber auch aufgrund der bekannten Primärquelle zum Waisen bei Albertus Magnus (De mineralibus II 2.13) zu dem Resultat, er sei „ein Edelopal unbekannter Herkunft, der wohl in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts bei der Fertigung der Reichskrone in diese eingefügt“ wurde, dort wo heute als mittlerer Stein der oberen Reihe der Stirnplatte ein unpassender Saphir sitzt: „Der Waise steht also zu der von der Antike, von Persien über Rom und Byzanz bis hin zur Tarôt-Karte des ‚Jüngsten Gerichts‘ reichenden Bedeutungsreihe: der Tradition des Sternjuwels“ (41). Der hier gründlich dokumentierten byzantinischen Tradition des „Waisen“ ist auch nichts entgegenzuhalten. Nur meinen Einwand, daß die wichtigsten literarischen Quellen des Mittelalters zum Waisen davon sprechen, daß sich dieser Stein „hinten“ in der Reichskrone befand, sehe ich immer noch nicht widerlegt. Walther von der Vogelweides

„der weise ob sine nackte stet“ (19,2–4) muß doch wohl real begriffen werden. Nach Auskunft mittelhochdeutscher Lexika muß „Nacken“ wörtlich verstanden werden. Hinzu kommen die Rechtsquellen, nicht nur Helbling (um 1300) und das Eisenacher Rechtsbuch (um 1400). Sie sollen Walther mit eigenen Worten nur ausgeschrieben haben (45)? Natürlich macht die Nacken-These aufs erste interpretatorische Schwierigkeiten. Aber wer möchte dabei nicht auch an ein Grundmotiv mittelalterlicher Herrscherauffassung denken, nämlich das der politischen und metapolitischen Existenz des Königs, wie es Ernst H. Kantorowicz beschrieb: „The King's Two Bodies“, wenn es entsprechend nun im Eisenacher Rechtsbuch (II,1) heißt: „Daz her in dem nacken dez kaisers an der kronen stet, daz bedutit, daz eyn teil sines richis ist, daz her nicht besein mag, noch bewarin, daz her muoz bevelin Gothe...“ (vgl. Theol. 82)? Gibt es nicht auch in der imperialen Kunst des Frühmittelalters eine Bedeutung des Raumes „hinter“ uns? Man denke an das Westwerk. Die von Wolf auch nicht ausgeschlossene Interpretation des Waisens als „lapis angularis“ oder als Christus-Stein würde durchaus zu dessen Sitz auf der Nackenplatte, Mittelstein der zweiten oberen Reihe, passen. Auch dort ist ja der heutige Saphir ein Ersatz für einen früher verlorengegangenen Stein. Der Alttestamentler E. Ruprecht (Seesen) teilt mir (Brief v. 2. 1. 1997) seine Idee mit, daß sich der Waise somit in der Vierung eines Edelsteinkreuzes befinde, was besonders bei Autopsie der Edelsteingrößen auf der Nackenplatte einleuchten mag. Das Haupt des Gekreuzigten sehen wir auf dem ottonischen „Lotharkreuz“ und auch auf dem der Reichskrone aufgesteckten Kreuz – jeweils auf deren Rückseiten! Ich deute damit nur an, daß mir die Diskussion über Ort und Sinn des Waisen auch durch diese Studie noch nicht abgeschlossen zu sein scheint. Der Nackenstein-These wurde übrigens schon seinerzeit nicht nur von meiner Arbeit im Wesentlichen zustimmenden Rezensenten gefolgt, sondern auch von einem eher skeptischen Gelehrten (H. Thümmel, ThZ 37, 1981, 255), und es wiegt nicht leicht, daß vor zwanzig Jahren ein Mitglied einer Philosophischen Fakultät, das meiner Theologischen Heidelberger Fakultät ohne eingehende Begründung den Vorwurf gemacht hatte, mich habilitiert zu haben, immerhin in diesem Punkte meinte: „Soweit mag man ihm folgen“ (H. Hoffmann, RhV 41, 1977, 369).

Die Präsentation der Bildplatten besteht vor allem durch den genauen Nachweis der byzantinischen Bezüge; die Inschriften werden auch paläographisch genau untersucht. Die Maiestas-Dominiplatte vorne rechts bringt den mir seinerzeit noch nicht geglückten ikonographischen Nachweis, daß es sich bei den geflügelten Wesen nicht um Seraphim nach Jes 6, wie in der Literatur meist behauptet, sondern um Cherubim nach Hes 1; 10,1–21 u. Apk 4,5 handelt (73). Auch dies also ein apokalyptischer Bezug! Zur Ikonographie der Hiskiplatte (hinten rechts) möchte ich einwenden, daß die Darstellung Hiskias („Ezechias stützt auf seine recht grob gearbeitete Hand den Kopf bzw. eine rechte Wange; die wesentlich feiner gearbeitete Linke faßt zum Herzen“) doch nicht hauptsächlich als Gestus eines „kranken“ oder „feindabwehrenden“ Beters zu sehen ist (72; vgl. auch 165), sondern ganz im Sinne von Jes 38,5 (vgl. 2. Könige 18,20) als Gestus eines „weinenden“ und leidenden Menschen. Just die Darstellung eines leidenden und weinenden Königs ist im Unterschied zum außerchristlichen Herrscherkult ja so eigentümlich christlich – und wirkt auch hier wieder sehr byzantinisch (vgl. den Trauergestus der zur Wange greifenden Hand – eine gewiß auch religionsgeschichtliche und allgemein menschliche Haltung im Moment todverkündender Nachricht – bei zahllosen, hier von uns spontan gefundenen Darstellungen: a) *Maria unter dem Kreuz*, Bucheinband des EB Aribertus, Vorderdeckel, Mailand, zwischen 1018 und 1045. Vgl. H. Fillitz in: *Propyläen Kunstgeschichte* 5, Berlin 1969, Abb. XXVII. Evangeliar aus Van, 1038. Vgl. M. Zibawi, *Die christliche Kunst des Orients*, Solothurn 1985, S. 113, Abb. 113. – b) *Johannes unter dem Kreuz*, Emailplatte, zwischen 912 u. 957 Tbilissi. Vgl. W.F. Volbach u. J. Lafontaine-Dosogne, in: *Propyläen Kunstgeschichte* 3, Berlin 1968, Abb. XXIII. – c) Die über den Tod des Jünglings zu Nain weinende Mutter, vgl. Luk 7,13, Gruppe der Magdeburger Elfenbeinplatten, darunter das bekannte Bild des mit Bügelkrone gekrönten Ottos I., zwischen 967 u. 973. Vgl. Katalog: Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen, Mainz 1993, Abb. II – 14c und m.).

Beim „Formvergleich mit anderen mittelalterlichen Kronen“ überzeugt das Ergebnis, daß die oktogonale Form der Reichskrone jedenfalls in der Tradition des Westens kein Vorbild kennt (76). Die byzantinische Herkunft der Plattenkrone ist

evident. Dafür spricht doch auch die Abbildung des Einzugs eines byzantinischen Kaisers auf dem Bamberger „Gunther-Tuch“ um 1050 (Abb. 33) und natürlich die Krone Romanos' II. auf der berühmten Pariser Elfenbeintafel mit Kaiserin Eudokia. Jedoch ein Oktogon erkenne ich hier nicht (Abb. 19), wohl aber auf der Ikone Marias als Kaiserin in Santa Maria Trastevere (auf S. 76 fehlt ein Hinweis auf Abb. 9). Diese wohl für Papst Johannes VII. (705–707) geschaffene Krone weist gewiß nach Byzanz, weil dieser Papst ein Grieche war. Diese Tatsache verdiente nicht nur eine Anmerkung (S. 77, Nr. 19); denn von den 13 Päpsten zwischen 678 und 752 waren elf von Geburt Sizilianer, Griechen und Syrer. Mithin ist starker orientalischer Einfluß für das päpstliche Rom in dieser Zeit anzunehmen, und die oktogonale Krone der Maria in Trastevere ist auch byzantinischen und nicht westlichen Typs, so daß von daher auch eine oberitalienische Ableitung der Reichskrone ausscheidet (anders H. Fillitz, *Bemerkungen zur Datierung und Lokalisierung der Reichskrone*, *ZfKG* 56, 1993, 313–334). M. Illert (Kiel) verdanke ich die Kenntnis einer der Reichskrone nicht unähnlichen und eindeutig byzantinischen Krone und Gewandung Marias auf einem Mosaik im „Oratorium des Papstes Johannes VII.“ (heute Florenz, Museo di San Marco. Abb. bei P. Verzone, *Werdendes Abendland*, 2. Aufl. Baden-Baden 1967. Vgl. J. Nordhagen, *The Mosaics of John VII., 705–707 A.D. The Mosaic Fragments and their technique*, in: *Acta ad archaeologiam et artium historia pertinentia* 2, 1965, 121–166).

Mit dem zweiten Hauptteil „Die geistige Umwelt der ‚Wiener Reichskrone‘“ (86–130) kommt der Politikhistoriker Wolf zum Zuge. Die politischen Bezüge zumal auf den Bildplatten werden herausgearbeitet. Im Unterschied zu mir hebt er stärker auf die „Apostelgleichheit“ des gekrönten Herrschers ab, was sich bei der Auffassung nur der Stirnplatte als Apostelplatte ja auch nahelegt, wogegen ich im Gesamtprogramm stärker das Motiv des „Vicarius Christi“ erkannte. Die Vorstellung Salomos vor David wird auch hier anhand ottonischer Quellen (Liutprand u. Hrotsvit) auf Otto II. und Otto I. bezogen. Etwas gewagt erscheint mir aber, aus dem Regierungswechsel von Otto I. auf seinen Sohn im Jahr 965 nach Christus eine sozusagen millenaristische Wiederholung des Regierungswechsels von David zu Salomon im Jahre 966/65 vor Christus anzunehmen, trotz der frühmit-

telalterlichen Liebe zu kalendarischen Zahlenspielerereien im Stile Bedas (89 f.). – Eine allzu wörtliche Bezugnahme der Hiskia vom Propheten zugesagten weiteren 15 Lebensjahre auf eine Krankheitsgeschichte Ottos I. lehnt auch Wolf ab, entdeckt aber aufgrund der Regierungsdaten Hiskias (25 + 29 Jahre; 2 Chron 29,1) eine verblüffende Analogie: „Denn auch Otto I. war im 25. Jahr, als er 936 König wurde“, dazu 29 Jahre kommt man auf das Jahr des Kölner Hoftages 965, als Otto I. sein Haus bestellte. – Das Melchisedek-Motiv, zumal nach dem Hebräerbrief, wird als theologische Grundlage der frühmittelalterlichen „Rex et sacerdos“-Herrscheridee bestätigt. In M-förmig geschwungenen Spruchbändern eine Andeutung an Melchisedek zu sehen, mag diskutabel sein (99). – „Die geistige Welt Bruns von Köln“ wird nicht nur nach Ruotgers „Vita Brunonis“ erschlossen. Die Westbeziehungen Bruns lassen seine Reise nach Compiègne, „einer Zentrale griechischer Studien in Frankreich“, im September 965 bedeutsam erscheinen, kurz vor dem Kölner Hoftag, auf den, wie gezeigt, sich schon die Hiskia-Platte bezogen haben könnte. Aus den verfügbaren Quellen wird erschlossen, daß es in Köln um mehr als einen ottonischen „Familientag“ ging: um die Absicherung der ottonischen West- und Byzanzpolitik durch Heiratspolitik, was ja auch mit der Verlobung von Ottos Stieftochter Emma mit dem französischen König Lothar sogleich glückte, und was, womöglich damals eingefädelt, mit der Verheiratung Ottos II. mit Theophanu endlich 972 glücken sollte: „In diesem Kontext ‚paßt‘ auch die Legende der Reichskrone“ (114). Nebenbei: So sicher die romfreundliche Haltung des in Köln wohl bewußt abwesenden Erzbischofs Wilhelm von Mainz ist, so unsicher scheint es mir zu sein, auch im Blick auf Liutprand von Cremona eine Papstthronigkeit anzunehmen (130, s. auch 132, 140). – Die hier nicht zu zitierenden archäologischen Belege für das Vorhandensein einer Gießerei für „Kleinkunst“ in St. Pantaleon 960/65 (dabei auch chemische Altersbestimmung der dort gefundenen Holzkohlen zwischen 880 und 980) belehren mich, der auch ich Köln und damit St. Pantaleon als Ursprungsort nicht ausgeschlossen hatte, daß gegenüber Essen/Werden, Trier, Compiègne (?), und schon gar gegenüber bis heute sich behauptenden Ortsangaben wie Reichenau und Oberitalien an diesem Ort die Fertigung der Reichskrone am wahrscheinlichsten anzunehmen ist. In diesem Komplex ver-

missemich ein Argument, das auch nach H. Beumann (HZ 229, 1978, 679) einer gründlichen Prüfung bedarf: Thietmar von Merseburg (Chron. II,23) berichtet, daß Brun seinen Schwager Hugo von Franzen zum König krönen wollte und dazu „paratis instrumentis regalibus“ auch eine Krone bereitgehalten habe. Bruns Krönungsplan ist Kernstück dieser Erzählung, die sich auf ein Ereignis Ostern 954 bezieht. Selbst beim Nachweis einer Fiktion dieser merkwürdigen Story – die schon fertige Krone ging schließlich durch eine ‚pia fraus‘ Bruns zu Bruch – ist sie doch ein starkes Argument dafür, daß im Urteil der Zeitgenossen gerade ein Brun große Politik mit Krone und Krönung zu inszenieren wußte. Nicht anders ist die Aufnahme dieser Geschichte in die Chronistik zu erklären (dagegen ohne genauere Prüfung und nur beiläufig Wolf 17, Anm. 41: „Zur Stelle recht unbefangen: Staats 1976, S. 123 ff., dem ich hier nicht zustimmen kann“).

Im dritten Hauptteil „Westreich und Byzanz“ (131–142) wird deutlich, warum die Reichskrone mehr als eine von anderen Kronen, nämlich eine wirkliche Kaiserkrone von Anfang an war. Wieder steht der Kölner Hoftag 965 im Mittelpunkt, weil damals und dort noch vieles offen war, was gerade gegenüber Byzanz nach 967 kaum noch möglich war. Danach begannen die Zeit des Mitkaisertums Ottos II. und die Brautwerbungen in Byzanz 967/72. Wichtig ist, was auch ich schon nachgewiesen zu haben meine (Theol. 83 ff., 94, 128), und hier mit weiteren byzantinischen Argumenten gestützt wird (134 ff.), daß der so unrömische, so unpäpstliche Charakter der Reichskrone ein Datierungsanhalt für ihre Entstehung 965/67 ist. In Anlehnung an G. J. Kuglers Begriff „Kampfzeit“ waren eben diese Jahre 965/67 eine Zeit besonderer „Romfreiheit“. Spätestens nach 980 ist auch die so unrömische Darstellung der alttestamentlichen Könige in fränkischer Tracht kaum noch vorstellbar (140). Die Verbindung des Kronenplans mit dem Kölner Hoftag Juni 965 ist also eine diskutabile These. Auch ich hatte Ottos Mitkaiserkrönung in Rom Weihnachten 967 als Zieldatum herausgearbeitet, war aber beim „Terminus post quem“ vorsichtiger: 961. Immerhin starb Brun sobald nach dem Hoftag, Oktober 965. Käme man dann nicht umhin, für Idee und Ausführung nur vier Monate anzunehmen? Auch mag der Plan eines Mitkaisertums Ottos II., wofür die Voranstellung der Salomon (= Otto II.) – Platte spricht, durchaus schon seit 961 ge-

reift sein. Völlig vergessen lassen möchte ich auch nicht das für Decker-Hauff und Schramm so wichtige, leider von Deér arg problematisierte Zeugnis Luitprands zur Kaiserkrönung Ottos I. am 2. 2. 962: Salbung und Krönung erfolgten am denkwürdigen Tage der Erneuerung des abendländischen Kaisertums offensichtlich „*miro ornatu novoque apparatu*“ (De ottono rege 3; vgl. Theol. 137).

Schließlich drei kleinere, gleichwohl wertvolle Teile: 1. *Älteste „Bild- und Wortzeugnisse“*. Schade, daß der sensationelle Münzfund in der Südtürkei von 1982 mit einer in Nürnberg geprägten Darstellung der Reichskrone aus dem „Schatz“ Barbarossas 1189 nicht bildlich exakt dokumentiert wurde (143). Jeder würde sich gern selbst überzeugen, daß damit ein ältestes Bildbeispiel gefunden ist. Wie aber steht es mit jener, womöglich aus der Gegenpropaganda Waldemars I. von Dänemark (1157–1182) stammenden Plattenkrone, die wie ein Gegenstück zur Reichskrone aussehend, ja wie eine Kontrafaktur zu Walthers von der Vogelweide Spruch „die cirkel sint ze here...“ (9,13), auf dem Taufstein der Kirche von Munkbrarup/Angeln abgebildet ist (W. Steinwarder wird darüber in den „Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte“ II, 48, 1997 = Jubiläumsband, berichten)? Undiskutiert bleibt hier auch meine Beobachtung zum Jahr 1015: „Die Pilatuskrone in der Bernwardstür und die Reichskrone. Eine auffallende Parallele“ (Das Münster 1993, 219–226). Älteste Wortzeugnisse in den Königssprüchen Walthers von der Vogelweide sind in der Tat „eindeutig“ (144), trotz gelegentlicher Infragestellung (E. Nellmann, Philippe setze en weisen uf. In: R. Krohn, Hg., *Stauferzeit = Karlsruher Kulturwissenschaftliche Arbeiten 1*, Karlsruhe 1977, 87–104). Neuerdings wagt auch R. Elze zu Walther die Frage: „Meinte er eine besser passende Krone, die wir nicht kennen?“ (DA 42,2, 1993, 706). Elzes einziges Argument ist bisher der dem Kopf nicht angepaßte große Durchmesser der Krone, die nur durch eine Innenmütze von einem Mann getragen werden konnte. Die Tatsache, daß solche Innenkappe schon im Mittelalter zur Kronenausstattung gehörte, nimmt Elze nicht zur Kenntnis. 2. *Einige in letzter Zeit auftauchende „Spätdatierungsversuche“* sind untereinander völlig widersprüchlich, doch die von H. C. Faussner (1986) und M. Schulze-Dörrlamm, letztere im Rahmen der Speyrer Salierausstellung 1990/91 sogar mit breiter Publizität gefördert, werden in ihrer Absurdität zer-

pflückt (148–161). Der Haupteinwand, daß Frau Schulze-Dörrlamm mit der Spätdatierung der Reichskrone (= „Krone Konrads II.“) auch eine Serie von Umdatierungen anderer Kunstwerke verbinden muß, die herkömmlich als ottonisch gelten, ist methodisch so schwerwiegend, daß sich m.E. eine weitere Debatte zur Hauptthese dieses Speyer-Buches erübrigt (die Krone werde hier „ad maiorem sponsorum gloriam“, wie Wolf S. 155 scharf bemerkt, gar auf die Landeshauptstadt Mainz „fixiert“). Die in jedem Proseminar einzustudierende methodische Regel, keine Hypothese gleich mit mehreren anderen Hypothesen begründen zu wollen, wurde auch sonst gegen diese publikumswirksame Arbeit erhoben (bes. von H. Westermann-Angerhausen u. H. Fillitz, s. hier S. 142 Anm. 189 u. 190, auch von mir in: *Spektrum der Wissenschaft*, 1992, 8f.). 3. *In universalhistorischer Perspektive* wird schließlich diese von Brun für Bruder Otto I. und Neffen Otto II. geschaffene Krone als ein *Inbegriff des alten Reiches* in der Mitte Europas gewürdigt (162–164).

Ein erster, weniger zum Thema gehörender Exkurs widmet sich den Ruotbert-Grabbeilagen in Trier. Sie sollen beweisen, daß trotz der Normannenzerstörung von 882 schon vor Egbert (977–993) in Trier „eine Goldschmiedewerkstatt wahrscheinlich“ ist (167). Ein zweiter Exkurs widmet sich dem 1880 in der Nähe des Mainzer Domes gefundenen „Hort der Kaiserinnen“. Dessen berühmte herrliche Schmuckstücke (Adlerfibel, Lorum, Maniakon und Mondsichelohrgehänge) werden als byzantinisch beeinflusst und als wahrscheinlich wie die Reichskrone in Köln St. Pantaleon geschaffen präsentiert. Die wohl mögliche Zuschreibung zu einem Schmuck schon der Kaiserin Theophanu (gestorben 991) wird die Diskussion beleben. Die Umdatierung auch dieses Mainzer Schatzes durch Schulze-Dörrlamm auf das mittlere 11. Jahrhundert in einer weiteren Sonderpublikation zur Ausstellung „Die Salier und ihr Reich“ (Mainz 1991) bedarf allerdings keiner weiteren Erörterung. – „Einige ergänzende Bemerkungen zu ottonischen Goldschmiedearbeiten“, auch zum Lotharkreuz, schließen sich an und werden auch für die künftige Forschung als „für den Vergleich taugliche Stücke zur Datierung der ‚Wiener Reichskrone‘“ nach neuestem Forschungsstand zitiert (174–180). Nützlich ist auch der letztendlich von Christiane Wolf mitgegebene tabellarische Aufriß zur Reichskrone und den

Reichskleinodien in der Zeitgeschichte 1938–1995. Es wird auch die Anwesenheit der Reichskleinodien in den letzten Kriegstagen in Nürnberg, ja bis zum durch den Alliierten Kontrollrat verfügten Rücktransport nach Wien Januar 1946 aufgelistet. Ich selbst war in meinem populärwissenschaftlich gemeinten Büchlein (Die Reichskrone. Geschichte und Bedeutung eines europäischen Symbols, Göttingen 1991) hinsichtlich der letzten Kriegsmomente einer Zeitungssente aufgesessen. (Selbstkorrektur in: Das Münster 1993, 226; dort auch Verweis auf E. Kubin, Die Reichskleinodien, Wien 1991, 239 ff., wo das Wirrwarr von echten und falschen, nämlich Aachener Insignien 1945/46 nach Fotos der „National Archives“ in Washington D.C., dokumentiert ist).

Wolfs Buch, fürchte ich, wird andere Versuche der Spätdatierung nach sich ziehen. H. M. Schaller möchte die Reichskrone, so auf den Göppinger Staufer-Tagen 1996 angemeldet, in die Stauferzeit bringen. Alle Spätdatierungen werden aber, darin bin ich mit Wolf ganz einig, nur ohne Beachtung des theologiegeschichtlichen Programms auskommen müssen, welches eindeutig in den Kreis ottonischer Hoftheologie paßt. Die Reichskrone ist ein genuin christliches Symbol, zu dessen Interpretation man ohne genaue Untersuchung ihrer direkten und indirekten Anspielungen auf Bibelstellen und deren konkreter auslegungsgeschichtlicher Anwendung zu einer bestimmten Zeit scheitern muß. Exegesegeschichte und zumal reale Wirkungsgeschichte der Bibel sind gerade bei der Erklärung eines mittelalterlichen Sakralkunstwerkes mehr als ein Hilfsargument. R. Elze hatte es sich seinerzeit zu leicht gemacht, als er bei der Edition der biblisch durchsättigten „Ordines für die Weihe und Krönung des Kaisers und der Kaiserin“, MGH.F., Hannover 1960, insgesamt (!) nur mal rund 13, zum Teil dieselben sofort ins Auge fallenden Bibelstellen notierte. – J. Fried, wird sich freilich hüten müssen, nun auch gegen Wolf wie früher gegen mich das Pauschalverdikt „theologisch spekulativ“ zu erheben (so in dem Oldenbourg-Grundriß „Die Formierung Europas 840–1046“, OGGb, 2. Aufl. München 1993, 165). Denn in einer in der Presse schon zu einem neuen „Historikerstreit“ hochstilisierten Kontroverse mit G. Althoff bekennt sich Fried neuerdings selbst zu „Phantasie und Spekulation“, die mit zu den „wertvollsten Fähigkeiten des Historikers“ zählen sollen (HZ 260, 1995, 179). Ich halte eine so po-

sitive Bewertung und Anwendung von „Spekulationen“ nicht einmal bei erzählender Geschichtsdarstellung für richtig und schon gar nicht bei der Erklärung der Reichskrone, so verlockend es ist, allen ihren zu Gold und Edelstein, Perlen und Emailbildern verwobenen frommen Geheimnissen nachzuspüren. Methodisch gilt: man darf nicht alles erklären, obwohl alles einen Sinn zu haben scheint. Wolfs zurückweisender Kritik an dem vor einigen Jahren erschienenen Reichskronenbuch des Benediktinerpaters A. Gerke (Münsterschwarzach o.J.) muß ich daher wegen dessen exklusiver Anwendung mittelalterlicher Zahlenallegorese zustimmen (so erfreulich für mich natürlich war, daß auch Gerke meiner Waise-Nacken-These gefolgt ist; vgl. Wolf 161, Anm. 263). Es kommt gerade bei diesem sowohl politischen als auch theologischen Kunstwerk darauf an, daß die Erklärung stets auf eine Synopse der verschiedenen Spezialdisziplinen achtet und dabei demjenigen Argument die Evidenz zuspricht, das von mehreren Disziplinen, unabhängig voneinander, gestützt wird. Daß dabei die Bibel und ihre mehr oder weniger reflektierte Auslegung im 10. Jahrhundert ein methodischer Leitfaden ist, hat dieses Buch im Wesentlichen und mit neuen Präzisierungen auch gegenüber meiner früheren Arbeit nachgewiesen. Denn die Reichskrone ist ein einzigartiges Paradigma für den in aller Kirchengeschichtswissenschaft, signifikant im mediävistischen Bereich, nötigen interdisziplinären Diskurs.

Kiel

Reinhard Staats

*Christoph Marksches: Gibt es eine „Theologie der gotischen Kathedrale“? Nochmals: Suger von Saint-Denis und Sankt Dionys vom Areopag. Vorgelegt von Martin Hengel am 12. November 1994 (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jahrgang 1995, 1. Abhandlung), Heidelberg (C. Winter) 1995, 80 S., 7 s/w-Abb., kt., ISBN 3-8253-0272-5.*

Ausgangspunkt und höchste Entfaltung der Gotik liegen in Frankreich. Der neue Stil entstand seit 1130 in der Île-de-France, die nunmehr mit der Hauptstadt Paris das Zentrum des Landes, die hier entstehende Universität aber zum geistigen Mittelpunkt des ganzen Abendlandes